

Wo soll's denn hingehen?

Wer aufs Gymnasium will, profitiert von den schlechten Leistungen anderer

„Was, dafür kriegst du noch eine Zwei? Unsere Lehrerin hätte uns dafür höchstens eine Vier plus gegeben!“ Was ein und dieselbe Leistung wert ist, hängt oft davon ab, wer sie bewertet. Das betrifft nicht nur einzelne Noten, sondern wirkt sich letztlich auch dort aus, wo es tatsächlich auf etwas ankommt: bei der Entscheidung, für welche weiterführende Schule ein Kind nach der Grundschule empfohlen wird. Doch was steckt genau hinter diesem Phänomen?

Noten sind nicht objektiv – das weiß jeder, der einmal unfair beurteilt worden ist. Je nachdem, welche Kriterien eine Lehrkraft anlegt, kann die Note nämlich ganz unterschiedlich ausfallen. Praktisch hat das zur Folge, dass Noten kaum vergleichbar sind. Manche Lehrkräfte werfen einem

die guten Noten mehr oder weniger hinterher, während andere deutlich mehr verlangen (oder sogar prinzipiell nie die Bestnote vergeben, weil das ja hieße, dass der Schüler oder die Schülerin mehr könnte als die Lehrkraft selbst). Auch auf Bundeslandebene ist dieses Phänomen zu beobachten, wie man spätestens dann weiß, wenn man sich einmal mit einem frischgebackenen bayrischen Abiturienten unterhalten hat.

Lehrereinschätzungen: besser als ihr Ruf, aber auch nicht perfekt

Standardisierte Tests, die individuelle Leistungen daran messen, was Gleichaltrige typischerweise können, sind im deutschen Schulalltag die Ausnahme. Dadurch kommt der Lehrkraft eine zentrale Rolle bei der Leistungsdiagnostik zu. Das funktioniert im Schnitt auch gar nicht so schlecht, wie eine 2012 erschienene Metaanalyse zeigte, in der die Ergebnisse von insgesamt 75 Studien zur Genauigkeit von Lehrereinschätzungen zusammengefasst wurden (Südkamp, Kaiser & Möller, 2012): Die Forscher kamen auf eine Korrelation von .63 zwischen durch Lehrer eingeschätzter und tatsächlicher Leistung (das Maximum, ein perfekter positiver Zusammenhang, liegt bei 1.00), was ein recht ordentlicher Effekt ist. Perfekt ist der Zusammenhang jedoch nicht: Manche Lehrkräfte sind

Über die Autorin

Dr. Tanja Gabriele Baudson ist Hochbegabungs- und Kreativitätsforscherin an der Universität Trier, wo sie derzeit an ihrer Habilitation arbeitet. Sie ist Beisitzerin für Hochbegabtenforschung von Mensa in Deutschland e. V. Alle bisherigen Artikel der „Streifzüge“ sind auf ihrer Publikations-Website zum kostenlosen Download verfügbar.

Link und Mail

- ▶ <http://www.uni-trier.de/?id=9492>
- ▶ forschung@mensa.de

bessere Diagnostiker als andere, und bestimmte Gruppen werden systematisch besser oder schlechter beurteilt. Der sozioökonomische Status beispielsweise (dazu gehören das elterliche Bildungsniveau und die finanziellen Möglichkeiten, mit denen ein Kind aufwächst) spielt insbesondere in Deutschland eine wichtige Rolle; und auch, wenn die jüngsten PISA-Ergebnisse zu dem Schluss kommen, dass das deutsche Bildungssystem in den letzten Jahren etwas weniger unfair geworden ist, ist es deshalb noch lange nicht gerecht.

Der soziale Vergleich: das Maß der Dinge?

Woran orientieren sich Lehrkräfte also üblicherweise, wenn sie ihre Noten vergeben? Neben der individuellen diagnostischen Kompetenz, die durch Beurteilerfehler verzerrt wird, spielt der soziale Vergleich eine zentrale Rolle; und dieser erstreckt sich in der Regel auf die Klasse, die die Lehrkraft gerade unterrichtet. Hier zeigt sich nun ein interessantes Phänomen: Bei der Notenvergabe orientieren sich Lehrkräfte an der Normalverteilung, sodass die Leistungen der meisten Schülerinnen und Schüler im Mittelfeld liegen und nur wenige von ihnen sehr gute oder sehr schlechte Noten bekommen. Die Konsequenz: Welche Note man letzten Endes bekommt, hängt also nicht nur von der eigenen Fähigkeit ab, sondern auch davon, wie leistungsstark die Klasse ist, in der man sich befindet. Im Zusammenhang mit der oben berichteten hohen Korrelation zwischen Lehrereinschätzungen (zu denen Noten ja gehören) und tatsächlichen Fähigkeiten bedeutet das also Folgendes: Lehrkräfte sind recht gut darin, ihre Schüler nach Fähigkeit zu sortieren

„Als Indikator für Fähigkeit werden jedoch die Noten herangezogen – und die sind, wie wir gesehen haben, nun gerade nicht in der Lage, diese Fähigkeit unabhängig von der Bezugsgruppe abzubilden!“

– die hohe positive Korrelation zeigt an, dass diejenigen, die tatsächlich mehr können als andere, auch von den Lehrkräften eher höher eingeschätzt werden. Nicht so gut sind sie hingegen darin, die Schülerleistung unabhängig vom sozialen Bezugsrahmen zu diagnostizieren.

Problematisch wird das jedoch, wenn genau diese absolute Leistung eigentlich das Kriterium sein sollte. Das ist etwa beim Übertritt von der Grundschule in die weiterführende Schule der Fall. Die Idee hinter unserem stark segregierten deutschen Schulsystem ist ja, dass ähnlich fähige Schülerinnen und Schüler gemeinsam unterrichtet werden sollen. Als Indikator für Fähigkeit werden jedoch die Noten herangezogen – und die sind, wie wir gesehen haben, nun gerade nicht in der Lage, diese Fähigkeit unabhängig von der Bezugsgruppe abzubilden! Haben Schülerinnen und Schüler aus „fähigeren“ Klassen also einen Nachteil?

Müssen kleine Fische im kleinen Teich bleiben?

Dass die individuelle Fähigkeit einen positiven Einfluss auf eine Variable hat, die durchschnittliche Fähigkeit der Be-

zugsgruppe dagegen einen negativen, und das, obwohl die beiden positiv zusammenhängen, ist in der Forschung auch als Froschteich- oder Fischteicheffekt (auf englisch „Big-fish-little-pond“-Effekt) bekannt. Untersucht wurden die Auswirkungen von begabungsspezifischer Gruppierung bislang vor allem auf das Selbstkonzept der eigenen Fähigkeit.* Aus der Schweiz, wo nach der sechsjährigen Grundschule ähnlich wie in Deutschland „gesiebt“ wird, gibt es jedoch Hinweise darauf, dass das Phänomen auch auf die Schullaufbahnempfehlung übertragbar ist: Kinder, die leistungsstärkere Klassen besuchten, hatten schlechtere Chancen auf eine Empfehlung für höhere Formen der Sekundarschule als gleich leistungsstarke Kinder aus Klassen, in denen das Niveau niedriger lag. Benachteiligt waren außerdem Kinder aus weniger gebildeten Familien (Trautwein & Baeriswyl, 2007). Eine spätere Studie konnte zeigen, dass über die einzelnen Klassen hinaus auch die Schule als Ganzes einen Einfluss hat – in manchen Schulen kommt man also leichter an eine Gymnasialempfehlung als an anderen (Baeriswyl, Wandeler & Trautwein, 2011).

Hilfsmittel standardisierte Tests?

Die hier vorgestellten Befunde widersprechen dem Grundsatz, dass eine Empfehlung aufgrund der erbrachten Leistung erfolgen soll: Überzufällig häufig bekommen Kinder aus leistungsstarken Klassen und aus Familien mit niedrigem sozioökonomischem Status keine Gymnasialempfehlung. Dadurch werden fähigen Kindern langfristig Chancen verbaut: Segregierte Schulsysteme sind in der Regel wenig

durchlässig nach oben. Wenn man einmal auf einer niedrigeren Schiene gelandet ist, obwohl die Leistung eigentlich für mehr reichen würde, hat man kaum Chancen aufzusteigen – und später auch deutlich weniger berufliche Möglichkeiten. (Ein Studium beispielsweise ist an bestimmte Voraussetzungen geknüpft.)

Das alles trägt dazu bei, dass Potenziale ungenutzt bleiben. Wichtig wäre es also, Lehrkräfte, denen nach wie vor in vielen Bundesländern eine zentrale Rolle bei der Übertrittsentscheidung zukommt, darin zu schulen, die Leistungsfähigkeit eines Kindes nicht nur relativ zu seiner Bezugsgruppe, sondern auch absolut einzuschätzen – oder ergänzend standardisierte Leistungstests einzusetzen, wie das schon in einigen Ländern der Fall ist.

TANJA GABRIELE BAUDSON

Literatur

- ▶ Baeriswyl, F., Wandeler, C., & Trautwein, U. (2011). „Auf einer anderen Schule oder bei einer anderen Lehrkraft hätte es für's Gymnasium gereicht!“ Eine Untersuchung zur Bedeutung von Schulen und Lehrkräften für die Übertrittsempfehlung. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 25, 39–47.
- ▶ Südkamp, A., Kaiser, J. & Möller, J. (2012). Accuracy of teachers' judgments of students' academic achievement: A meta-analysis. *Journal of Educational Psychology*, 104, 743–762.
- ▶ Trautwein, U., & Baeriswyl, F. (2007). Wenn leistungsstarke Klassenkameraden ein Nachteil sind: Referenzgruppeneffekte bei Übertrittsentscheidungen. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 21, 119–133.

* Die Auswirkungen der Bezugsgruppe auf die Einschätzung der eigenen Fähigkeit habe ich in einem früheren Artikel beschrieben („Der große Fisch im kleinen Teich“, *MinD-Magazin* 77, Seiten 8–10).